



Das alte Haus am Markt, das „älteste“ der Stadt Lauenburg (Elbe).

Von Wilhelm Hadelser, Berlin.

Drei Wahrzeichen hat unser liebes altes Lauenburg, zwei, die weithin sichtbar das Stadtbild kennzeichnen, nämlich den weniger schönen als auffälligen Kirchturm und den alten Schloßurm, und eines, das in der Stadt liegt, das alte kleine Haus am Markt, das heute Herrn Menfing gehört, das Thema dieser Betrachtung.

Es ist das kleinste der den Marktplatz umsäumenden Häuser, aber der köstliche Durchblick von dem östlichen Teil der Elbstraße her, in deren Achse es liegt, seine reiche Schnitzerei und heute nicht zum wenigsten der farbenfreudige Anstrich lassen es so hervortreten, daß auch ein Skeptiker es als Wahrzeichen gelten lassen muß. Die Oberschwelle, das ist der Balken, der die Grundlinie des Giebeldreiecks bildet, trägt folgende Inschrift: „15 JOHAN 3 CAP ALSO HAT GOT DE WELT GELIEBET DAS ER SEINEN EINIGEN SON GAB AVF DAS ALLE SO AN IN 13“. Kein anderes altes Haus zeigt eine so frühe Jahreszahl, also müßte dieses der älteste der datierten Bauten sein. Dieser Schluß ist einfach, aber er führt zu einem anfechtbaren Ergebnis. Denn, wer das Haus einmal ganz genau betrachtet und anschließend die anderen alten Gebäude der Stadt besichtigt, der muß die Richtigkeit der Jahreszahl bezweifeln.

Zur Klärung dieser Frage betrachten wir einmal das Haus in der Form, in der es sich heute den Blicken darbietet. Dabei fällt dreierlei auf:

1. Es ist nicht in allen Teilen gleich alt.
2. Der architektonische Aufbau des Giebeldreiecks zeigt Unregelmäßigkeiten, für die eine Erklärung gesucht werden muß.
3. Der Spruch des Schriftbandes ist verstümmelt.

Der erste Punkt ist leicht zu erledigen. Häufige Umbauten und wahrscheinlich auch leichtere Brandschäden haben bewirkt, daß nur noch das Giebeldreieck wirklich alt ist. Alles andere ist in neuer und neuester Zeit verändert.

Die beiden anderen Punkte sollen gemeinsam behandelt werden, weil sie sich schwer von einander trennen lassen.

Der oben wiedergegebene Spruch gibt zu raten. Wie kommt es, daß der Text unvermittelt und sinnlos abreißt? Wie ist die seltsame, von allem aus Lauenburg Bekannten abweichende Schreib-

weise der Jahreszahl zustande gekommen? Vor allem aber, wie kommt vier Jahre vor dem öffentlichen Beginn der Reformation und achtzehn Jahre vor der Drucklegung des deutschen Neuen Testaments ein deutscher

Bibelspruch auf ein niedersächsisches Bürgerhaus? Zwar ist die fragliche Stelle des Johannis-Evangeliums leicht in die uns geläufige Fassung zu übersehen, aber welcher Nichtgeistliche kannte um 1510 die Heilige Schrift so genau, daß er eine daraus ins Deutsche und, was besonders in der Hauptstadt des Fürstentums Niederachsen auffällt, sogar ins Hochdeutsche, übertragene Stelle als Hausinschrift benutzen konnte? Nein, die Jahreszahl kann niemals in der heutigen Form richtig sein. Es ist aber mit einer gewissen Sicherheit zu vermuten, wie sie ehemals hieß. Als man — bei welcher Gelegenheit, wird später zu erörtern sein — die heute vorhandenen Ziffern anbrachte, hat der ausführende Handwerker irgendwo im Gebälk die Zahl 15.3 gelesen, und zwischen der 5 und der 3 stand eine Ziffer oder ein Ziffernrest, den er als 1 las, während es in Wirklichkeit eine altertümlich geschriebene 7 war. Danach wäre das Haus 1573 erbaut worden. Für diese sicher nicht unbegründete Deutung spricht außerdem die Tatsache, daß die Schrift und alles übrige Zierwerk des Giebels den anderswo in der Stadt aus der



Das Menfingsche Haus am Markt.

Aufnahme: Mathilde Hadelser.

Zeit um 1600 erhaltenen Schnitzereien sehr ähnlich sind. Die Frage, weshalb der Spruch mitten im Text abreißt, ist so einfach nicht zu beantworten. Wir müssen uns auch hier, so gut es geht, mit Annahmen zu helfen suchen. Zwei Vermutungen sollen aber von vornherein als sehr unwahrscheinlich abgelehnt werden: einmal, daß sich die Fortsetzung des Spruches früher auf dem Nachbarhause befunden habe, zum andern, daß der Schnitzer mit dem verfügbaren Raum nicht ausgekommen sei. Das erstere könnte rein äußerlich betrachtet nach der Länge des Spruches wohl der Fall sein, aber die erhaltenen Abbildungen des Nachbarhauses, das in den allerersten Jahren dieses Jahrhunderts verschwunden ist, lassen keine Anzeichen dafür erkennen. Ueberdies ist dem Verfasser auch von außerhalb kein Fall bekannt, daß zwei getrennt nebeneinander stehende

Häuser einen zusammenhängenden Spruch tragen. So etwas ließe auf besonders enge Beziehungen zwischen den Erbauern schließen, und das wäre sicherlich in irgend einer Form in die volkstümliche Ueberlieferung der Stadt übernommen. Nicht zutreffend scheint ferner die Annahme, der fehlende Teil des Spruches habe sich früher auf der Rückseite des Hauses befunden. Wohl finden sich bei dem oder jenem Hause auch an anderen als nur den Schaufseiten kunstvoll geschnitzte Knaggen, aber das ist so erklärt, daß diese von den Schnitzern auf Vorrat gefertigt wurden. (Daher das gleiche Muster an vielen, oft ziemlich verschieden alten Häusern.) Andere Schnitzereien ließ man nur dort anbringen, wo sie zur Geltung kamen. Die Anschauung, der Schnitzer sei mit dem Platz nicht ausgekommen, läßt sich ernsthaft überhaupt nicht verstehen. Der ganze Spruch umfaßt unter Berücksichtigung der altertümlichen Schreibweise etwa 122 Zeichen, von denen 72 wiedergegeben sind. Kam man irgendwo mit dem Plaze nicht aus, so half man sich durch zuweilen sehr gewaltsame Abkürzungen, wie zum Beispiel auf dem Schriftbände des Hauses Kirchplatz 1 zu sehen ist. Dort handelt es sich um 8 bis 10 Buchstaben, aber nicht wie hier um mindestens 50! Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß man früher niemals auf die Angabe des Bauherrn und des Baudatums verzichtete! Die Gründe für diese sonderbare Inschrift müssen also ganz anderer Art sein. Wahrscheinlich haben wir es hier nur mit den Resten einer einstmals sehr ausgedehnten Fassade zu tun. Es ist anzunehmen, daß das Haus, von dem die heute in dem alten Giebel befindlichen Teile stammen, das ganze Stück bis an das Eckhaus an der Sonnenburg eingenommen hat. Dem Marktplatz wird es die Langseite zugewendet haben, denn ein so gewaltiger Giebel erscheint etwas unwahrscheinlich. Dann ist es sehr wohl möglich, daß der heutige obere Teil des Giebels von dem einstmals an der Elbstraße befindlichen stammt, während Spruchband und Oberschwelle von der Marktfassade herrühren. Mehr kann man freilich nicht über die Bauart des ursprünglichen Hauses zusammenreimen, vor allem ist jede Kunde verloren, welches Ereignis die Zerstörung verursachte, und welche Tragödie sich abspielte, als der ehemals sicher sehr vermögende Besitzer beim Wiederaufbau sich so, wie wir es heute sehen, beschränken mußte. Daß der Giebel in seiner heutigen Gestalt ein Wiederaufbau unter Benutzung alter Teile ist, das geht einwandfrei aus der Schnitzerei an den Ständern und Streben über dem Schriftbalken hervor. Nur ganz links (vom Beschauer aus) paßt die Schnitzerei vom Ständer genau mit derjenigen der Streben zusammen, an den andern dreien hat man nur sehr ähnliche Teile aneinandergefügt, was bei genauer Betrachtung sehr gut zu erkennen ist. Der Neubau wird vor 1700 errichtet sein, denn man erachtete die Erhaltung der

Jahreszahl noch für nötig. Andererseits muß aber doch seit der Erbauung selbst schon eine längere Spanne Zeit vergangen sein, denn es war schon die erwähnte Mißdeutung möglich. Daß der Wiederaufbau mit sehr beschränkten Mitteln und außerdem von nicht besonders gut geschulten Arbeitskräften vorgenommen ist, das scheint aus der sehr primitiven Bearbeitung der geschnitzten Streben im oberen Teil des Giebels hervorzugehen. Man möchte daraus vielleicht auf Kriegszeiten schließen, in denen keine guten, tüchtigen Handwerker zu haben waren. Aber wann das war, das ist heute nicht mehr festzustellen. Nebenbei sei noch erwähnt, daß die falsch gelesene Jahreszahl auch eine 4 oder eine 9 gewesen sein kann. Setzt man die Lesart 1543 als richtig voraus, so könnte man den deutschen Spruch aus der Begeisterung für die in Niedersachsen gerade damals volkstümlich werdende neue Lehre erklären. Eine eindeutige Antwort ist auf keine der auftauchenden Fragen zu geben, und keine Vermutung kann mit den heutigen Kenntnissen als besonders wahrscheinlich gestützt werden.

Auch das aus den Resten des ursprünglichen errichtete „neue“ Haus ist nicht in seiner anfänglichen Gestalt auf uns gekommen. Dem Vernehmen nach hat einmal ein Brand sein Inneres verwüstet, und in diesem Jahrhundert ist es erst gründlich umgebaut, um es den Wünschen des jetzigen Besitzers oder seines Vorgängers anzupassen. Wenn später einmal der Anstrich wieder erneuert werden muß, kann vielleicht etwas Klarheit geschaffen werden dadurch, daß man die dicke Farbschicht an den Enden der Oberschwelle abbrennt, bis das rohe Holz darunter wieder zum Vorschein kommt. Möglicherweise ist daran dann noch etwas zu erkennen, was den einen oder anderen Gedanken bestätigt oder wenigstens stützt.

Eins müssen wir auf Grund der obigen Ausführungen anerkennen, die Jahreszahl ist in der heutigen Form nicht richtig. Damit ist die Redensart vom „ältesten“ Hause wenigstens in strenger Form unhaltbar geworden, denn wir können nicht sagen, welches Gebäude in der Stadt nun wirklich das älteste ist. Vielleicht das Haus Elbstraße 85, das ehemals der Kalandsbrüderschaft gehörte? Es verlor längst sein altertümliches Antlitz. Oder weiß jemand ein anderes Bauwerk, das wesentlich älter ist und für dessen Alter sich halbwegs zuverlässige Unterlagen beibringen lassen? Es wäre interessant, dieser Frage einmal nachzugehen.

Doch das ist ein neues Kapitel. Dem kleinen Hause am Markt bleibt eines: seine wunderschöne Lage gerade vor der Elbstraße, und die Romantik, die um den alten Giebel weht, kann durch Gedanken, wie sie der vorstehende Aufsatz enthält, nur gestärkt werden, weil sie des Geahnten weit mehr bedarf als des Gewußten.

50 Jahre Lauenburger Elbbrücke.

Von Th. Göke.

Solange nun schon unsre Elbe ihre Wasser hinabfahren läßt zum Meere, dem Unerstättlichen, ist sie geworden und gewesen eine Scheide zwischen dem Lande diesseits und dem Lande jenseits. Doch von jeher reizte es den Menschen, das widerstrebende Element zu besiegen, und so suchte der Anwohner des Stromes auch hier den Weg von hüben nach drüben. Er fand ihn von dem Tage an, als der Einbaum von einem Ufer abstieß, das andere zu erreichen; dem Verkehr und in diesem dem gewinnbringenden Handel galt Floß und Rahn, wie auch die Furt, welche Sandbank und leichtes Wasser als Weg und Brücke wählte.

So wurde es gehalten Jahrhunderte hindurch. Als aber die Dampfkraft und ihre Riesenkraft zur Hilfe genommen, da ward ein Schritt vorwärts getan, wie kaum je zuvor. Seit dem 15. Oktober 1851 hatte unsre Stadt eine Eisenbahnstation; doch verging noch ein Jahrzehnt und drüber, bis aus der Zweigbahn eine Durchgangsbahn nach Lüneburg und damit nach dem Süden wurde. Am 15. März 1864 ist mit der neuen Strecke Hohnstorf—Lüneburg gleichzeitig die Elbtrajekt-Anstalt bei Lauenburg eröffnet, die auf gemeinschaftliche Kosten der Berlin-Hamburger, der Lübeck-Büchener und der Hannoverschen Bahndirektion erbaut worden war. Zwei Dampffähren, eine größere und eine kleinere, vermittelten von jetzt ab den Verkehr zwischen den beiden Bahnhofen diesseits und jenseits der Elbe. Auf den allmählich ansteigenden Landungsbrücken, die wie die Fähren

mit Schienengeleise versehen, ließ man an einer starken Kette die Güterwagen, deren Umladung zu beschwerlich, hinuntergleiten. Eine schwer arbeitende Dampfmaschine zog sie, nachdem die Ueberfahrt mehr oder minder schnell vorstatten gegangen, am anderen Ufer in derselben Weise hinauf. Beide Fähren, lang und schmal gebaut, waren mit Kajüten für die Reisenden versehen, weil die Personenwagen nicht übergesetzt wurden, sondern nur einem Pendelverkehr dienten. Noch im Laufe des Eröffnungsjahres beförderte das Trajekt 28 162 Personen und 328 000 Zentner Gut von einem Ufer zum anderen, und daß die Erbauer auch rechnerisch das Richtige getroffen, beweist der erste Jahresabschluß, der bei 10 650 Talern Betriebskosten einen Ertrag von 13 718 Talern verbucht. Trotzdem blieb dieser zeitraubende Uebergang, wie ihn das Fährschiff bewerkstelligen konnte, nur ein Notbehelf. Hier und da stellten sich auch andere Uebelstände ein. Wiederholt riß die Kette, und die schweren Wagen rollten im Eiltempo in die Elbe, dem Zuschauer das Nachsehen und dem Beteiligten die Mühe bringend, sie mit großer Kraftanstrengung und noch größeren Kosten wieder herauszuziehen. Der im Winter einsetzende Eisgang blieb dem schwerbeladenen Transportschiff ein arger Feind und zwang es zum Kampf oder, was einen härteren Schlag bedeutete, zum Stillstand.

Drum wurde immer aufs neue der Wunsch laut, eine feste Brücke zu erbauen, der weder Woge noch Scholle etwas anhaben kann. Jahre kamen und gingen, in denen dieser Plan erwogen

und seiner hohen Kosten wegen wieder beiseite gelegt, in denen Berechnungen aufgestellt und wieder verworfen wurden. Hannover kam 1866 an Preußen, und der Krieg von 1870/71 hatte in seinem Gefolge die Gründerjahre mit ihrer ungesunden Uberspekulation. Als aber die schwere Wirtschaftskrise überstanden und aus ihr der große Umschwung entsprang, da konnte auch als Ausläufer der neuen Wirtschaftspolitik der nun beschlossene Bau der Lauenburger Elbbrücke gelten.

1877 und 1878 waren die beiden Baujahre. Der zwischen ihnen liegende Winter brachte eine Ruhepause in der Arbeit, die bis zur Fertigstellung des eisernen Oberbaues zwischen zwei Pfeilern gediehen war. Rüstig und rührig ging im Februarmonat, der günstige Witterungs- und Wasserverhältnisse brachte, das Schaffen weiter. Ingenieurkunst hatte gute Vorarbeit geleistet; unter den Händen des Baumeisters und seiner Arbeiter entstand ein neuer Grundpfeiler, tief und fest im Boden verankert, nach dem andern. Gleich den Fingern einer Hand, die zur anderen hinübergreifen, legte sich ein Bogenstück und sein Gestänge an das vorige, bis die Schlußniete umgeschlagen. Auf der 514 Meter langen Brücke entstanden über dem Strome drei Durchfahrtsöffnungen mit einer lichten Weite von je 100,5 Meter. Das Gewicht der Eisenkonstruktion, deren jedes einzelne Stück bis heute gehalten hat, was man von ihm verlangt, belief sich auf 2 630 000 Kilogramm. Stein, Eisen und Eichenholz war das Material des neuen Werkes, welches zwar hohe Baukosten (3 140 000 Mark) erforderte, jedoch an Erfolg nicht minder zu veranschlagende Erträge brachte.

Dem Schiffer, der die bisher freie Strecke durchfuhr, legte der Brückenbau doppelte Vorsicht auf. Trotzdem kollidierte im April ein Magdeburger Schleppfahn an dieser Stelle mit dem den Strom durchquerenden Fährschiff und sank. Und auch der Tod ging über die Brücke! Hoch oben von dem Holzgerüst, das für die Montierung zweier Pfeiler hergerichtet war, stürzte ein junger Zimmermann, der wie seine Arbeitsgenossen dort in ständiger Lebensgefahr schwebte, herab. Seine Eltern, eine Lehrerfamilie im fernen Schlesien, holten einen Toten in die Heimat.

Der Sommer ging dahin, und mit jedem Tage näherte sich der Bau seiner Vollendung mehr. Den aufwärts fahrenden Schiffen ward der Weg durch die bereits fertige Drehbrücke gewiesen. Sie durchfuhren die enge Durchfahrt mit vollen Segeln, ohne daß dabei so große Gefahr zu erkennen war, die man befürchtet und von der so lange schon gesprochen worden war. Und nun unsre Lauenburger! Augenweide hatten sie genug in dieser Zeit; der Verdienst, den die vielen beim Bau beschäftigten Arbeiter in die Stadt brachten, war auch nicht gering zu veranschlagen. Mancher aber hegte doch die Befürchtung, daß nach Fertigstellung der Brücke der Lokalverkehr sinken und Verluste zu verzeichnen haben werde. Der andere wieder konnte sich durchaus damit nicht zurechtfinden, daß der Personenbahnhof auf dieser Seite so weit hinausverlegt war und seine Zugangswege für Fuhrwerk und Fußgänger in so wenig gutem Zustande sich befanden.

Am 8. Oktober schallte aber statt der Hammerschläge, die bisher erklingen, Muffst und Kanonendonner von der Baustelle herüber. Die letzte der Nieten war vom Baumeister selbst mit einer entsprechenden Ansprache umgeschlagen. Am Abend dieses Tages, der die Abschlußarbeit brachte, leuchtete ein Freudenfeuer, durch die Brückenarbeiter mit Teertonnen und Holzstößen entfacht, weithin ins Land. Der Strom, die flackernde Glut rot widerspiegelnd, war bezwungen!

Bald darauf veröffentlichte die Lübeck-Büchener Bahn ihren vom 1. November ab gültigen Fahrplan für die durchgehende Strecke Lübeck-Lüneburg. Er wies nach jeder Richtung hin drei Personenzüge und zwei gemischte Züge, welche gleichzeitig dem Güterverkehr dienen, auf. Wer einen der letzteren benutzte, fuhr um 7 Uhr morgens aus Lüneburg und traf um 11 Uhr in Lübeck ein, für die Rückfahrt waren für die Strecke Lübeck-Lauenburg nicht weniger als drei Stunden vorgesehen. Am 24. Oktober wurde die nun fertige Elbbrücke durch sieben schwere Lastzugmaschinen, welche gerade den Raum von einem Strompfeiler zum anderen ausfüllten, auf ihre Tragfähigkeit geprüft und befunden, daß der Bau vorschriftsmäßig ausgeführt war. Der 1. November brachte dann die Eröffnungsfahrt. Zum ersten Male grüßten an den Flaggenstangen oben vom Pfeilerturm die Fahnen. Sie kündeten, daß ein Hindernis hinweggeräumt, welches dem Verkehr des Nordens mit dem Deutschen

Reiche die größten Schwierigkeiten bereitet. Die alte Handelsstraße in das Herz Deutschlands war wieder erschlossen.

Die Zerstörung der Lauenburgischen Raubburgen.

(Schluß.)

An Streitkräften waren im ganzen nur 255 schwerbewaffnete Reiter und 100 Schützen zusammengebracht. Außerdem sollte jeder der Herren eine Blide, ein drivendes Werk und einen Werkmeister liefern. So fehlte dem Kriege von vornherein der Erfolg, weil er mit ungenügenden Kräften unternommen wurde. Die Räubereien dauerten also fort. (Staphorst I, 2., S. 607.) Im Jahre 1342 haben die vorhin erwähnten Kapitelsdörfer „großen Schaden erlitten, maßen in dem Anzuge geklaget wird, die von Linau, Johann Hummelsbüttel, Nicolaus und Johann Cohöved und andere mit Brennen und Rauben darin gewütet hätten“.

Wie sollte dem Unwesen gesteuert werden? Was man durch Waffengewalt nicht erlangen konnte, suchte man durch Güte zu erreichen. Wegen der fortdauernden Unsicherheit der Landstraßen, die nicht nur den Handel, sondern auch das eigene Land und die eigene Ehre schädigten, kauften Erich II. von Lauenburg und sein Vater den Ritters von Scharfenberg die Burg zu Linau ab und gaben ihnen dafür die Feste Dartzingen an der Elbe. Nun wurde hier in der nächsten Umgebung Friede geschaffen, und die Sicherheit des Eigentums nahm wieder zu. (Detmar, I. S. 258.) Aber dieser Zustand der Ruhe sollte leider nicht lange dauern. Und das kam so:

Die Gebrüder Scharfenberg hatten nämlich auch an ihrem neuen Wohnsitz Dartzingen an der Elbe ihr altes Räuberhandwerk wieder ergriffen und beunruhigten durch ihre Streifzüge die dortige Gegend. Deshalb wurden sie von dem Fürsten von Mecklenburg und von Herzog Rudolf von Sachsen von dort vertrieben und kehrten wieder nach Lauenburg zurück. Lübeck von Scharfenberg und Heine von Broddorf verstanden es, das Schloß Linau wieder in ihren Besitz zu bringen. Von hier aus betrieben sie seit 1346 wieder ihre Raubzüge. Während Henneke von Hummelsbüttel sich dazu verstanden hatte, durch einen Vergleich mit den Grafen von Holstein gegen eine Entschädigung von 5000 Crt. Mark Silber aus dem Lande zu ziehen, und seine Burg Stegen — heute im Besitz der Alsterdorfer Anstalten — geschleift wurde, blieb in Lauenburg die Unsicherheit. Die Scharfenbergs breiteten ihre Raubzüge bis in die Nähe Hamburgs aus, bis nach Barmbeck, Barsbüttel, Jenzfeld, Hummelsbüttel, ja sogar bis nach Wedel und Kelling. Aus den erstgenannten Dörfern raubten sie 58 Ochsen und Kühe, zirka 85 Schafe, Ziegen und Schweine. (Lüb. Urk., B. 2, S. 912.)

Da rafften sich endlich die Fürsten und Städte 1349 zu einer energischen Tat auf. Im Landfrieden von Lübeck verbanden sich Graf Johann von Holstein, Herzog Erich II. von Lauenburg und Lübeck. Unter Anführung von Hartwig von Rikerau zerstörten die Lübecker zunächst das Schloß Bernstorf, das den Herren von Zülen gehörte. Am Pfingsten des Jahres fielen vor den Verbündeten in zehn Tagen neun feste Orte: Zechern, Menendorp, Borchdestorp, Lanken, Wannendorp, Culpin, Gudow und Rehburg. — Gudow wurde vier Tage mit Bliden beschossen. Gallin, welches auch den Zülen gehörte, wurde vom Bogt des Herzogs mit zwanzig Mann, einem Trommler und einem Pfeifer eingenommen. Die Besatzung, die das Herannahen größerer Truppen vermutet hatte, war vorher freiwillig abgezogen.

Die sich an diesen Siegeszug aber nicht im geringsten kehrten, waren die Gebrüder Scharfenberg. „Dor lach wi öwer!“ — Ihre Burg war ja das festeste und stärkste Bollwerk im ganzen Lande. Sämtliche Urkunden bestätigen seine feste Bauart und Stärke. Noch heute erinnern die Reste daran. Deutlich kann man noch drei Hügel unterscheiden, zwei flachere und einen höheren. Auf jenen standen die Wirtschaftsgebäude, auf diesem die eigentliche Burg. Alle drei Hügel waren von breiten und tiefen Wassergräben umgeben und unter sich durch Brücken verbunden. Der eigentliche Burgplatz war 100 Meter lang und 50 Meter breit. Das Schloß selbst stand auf einer zirka 33 Meter im Durchmesser haltenden Erhöhung von zirka 3 bis 3½ Meter Höhe. An der Nordseite sah man noch die Fundamente eines Turmes aus großen Feldsteinen mit Segeberger

Kalk. Die eine Seite ist 1824 durchgebrochen, so daß man in den Turm hineingehen konnte. Rings um den Hügel liegen zahlreiche große Steine, Brocken von 40 Zentimeter langen Ziegelsteinen und viele Schuttüberreste. Der ganze Platz ist jetzt mit Bäumen bewachsen. Aber auch diese wenigen Ueberreste lassen noch heute auf die gewaltige und feste Burg schließen. Auf der Höhe gelegen, bot sie einen weiten Ausblick, und andererseits nicht unmittelbar an der großen Landstraße gelegen, war sie ein versteckter Schlupfwinkel. Mit Waffen und Vorräten gut versehen, hoffte die Besatzung, im Vertrauen auf die Stärke ihres Schlosses, auch diesmal das drohende Gericht zu beschwören. In kluger Weise hatten sie bei der Nachricht von den Plänen des Fürsten gegen sie kurz vorher mit dem Hamburger Domkapitel Frieden gemacht. Sie versprachen diesem, wenn sie dereinst zu größerem Glücke gekommen wären, Ersatz für allen bisher zugefügten Schaden. Aber diese reuige Sühne kam zu spät. Auch Hamburg hatte sich in den Lübecker Landfrieden aufnehmen lassen. Am 6. September 1349 kam das vereinigte Heer — darunter 1500 Lübecker und 1000 Hamburger — vor Linau an und bezog dort ein festes Lager. Dorthin hatten sich auch die verbündeten Fürsten, die Grafen Johann, Gerhard und Adolf, begeben, ebenfalls die Lübecker Ratmänner Bertram Borrad und Dietrich von Ulsen. Die Fürsten übernachteten immer im Trittauers Schloß und ritten am Morgen durch die Hahnheide nach Linau, um sich von den Fortschritten der Belagerung zu überzeugen. Die Bliden bombardierten fortgesetzt die Mauern und schleuderten Steinkugeln bis auf den Schloßplatz; aber noch wochenlang widerstand die Burg. Erst als neue und stärkere Belagerungsgeschütze von Hamburg angekommen waren, fiel endlich die Burg am Michaelistage, dem 28. September 1349. (Sachau bemerkt Seite 161, daß Dietrich von Ulsen bei der Belagerung gefallen, da sein Todestag der 29. August 1350 sei, doch vergißt er, daß die ganze Episode ein Jahr früher fällt.)

Die Scharfenberg mußten sich nun ergeben und kapitulieren. Um für die Zukunft allen Räubereien vorzubeugen, brachen die Lübecker und Hamburger sogleich den Turm und die Mauern nieder. Seit dieser Zerstörung ist Linau nicht wieder aufgebaut. Die Reste der Burg befinden sich im Garten des früheren Hufners und Gastwirts Näveke in Linau. Die Besichtigung wird Fremden gern gestattet. Auch ist die fernere Erhaltung der Burgruine in Aussicht gestellt. Die Scharfenbergs zogen nach Medlenburg und setzten dort ihre Räubereien fort. (Neppe II, S. 83.) Nach anderer Lesart traten sie in fremde Dienste. Noch einmal hören wir von ihnen, als sie 1354, wenn auch vergeblich, an den Rat der Stadt Hamburg Ansprüche stellten wegen der Niederlegung ihrer Burg. Henneke von Scharfenberg stand 1386 im Dienste der Stadt Lübeck und fiel im Streit der Lübecker mit Ditlef Gudendorpe. Im Jahre 1420 wurde auch das Schloß bei Raddewörde abgebrochen. Die Abrechnung mit den Raubrittern war so gründlich, daß es seitdem keine Raubburgen zwischen Niederelbe und Trave mehr gab.

Lauenburg vor 50 Jahren.

Die letzten Aufzeichnungen aus der Zeit vor fünfzig Jahren schlossen mit dem Monat Juli 1874 ab. Nachstehend bringen wir die bemerkenswerten Ereignisse des Monats August und eines Teils des September des genannten Jahres, aus denen ersichtlich ist, daß auch in der sogenannten „guten alten Zeit“ durchaus nicht alles in Butter war. Besonders wird über den schlechten Zustand einiger Straßen lebhaft Klage geführt, was wirklich nicht unberechtigt gewesen zu sein scheint und woraus hervorgeht, daß man gerade in dieser Zeit allerlei Sorgen mit den Straßen hatte.

10. August: In der Sitzung der städtischen Kollegien erklärte sich der Polizeiverwalter auf Antrag des Stadtverordneten Meyer bereit, der Ortspolizeiverordnung vom 27. Juli 1874 eine Deklaration hinzuzufügen, etwa folgenden Inhalts: Die Bewohner der wasserarmen Stadtteile sind bei anhaltender Dürre von der Verpflichtung, ihre Rinnsteine usw. täglich zu spülen, entbunden, haben dieselben dagegen durch Fegen stets reinzuhalten. Von dieser Begünstigung sind indeß einzelne Stellen, wo tägliches Spülen während der Sommermonate dringendes Bedürfnis ist, ausgenommen, und wird die Polizei diese Stellen näher bestimmen. Die Kollegien sind mit diesem Zusatz zur betr. Ortspolizeiverordnung einverstanden. — Höchsthietende beim Verkauf der ständischen Wassermühle bei Wikseeze,

die Brodmühle genannt, blieben Saß, Krostok, mit 9200 Thlr. und Konrad mit 9190 Thlr. Der Zuschlag wird diesmal wohl einem der Bieter erteilt werden. — 12. August: Der Lauenburgische Landtag genehmigte die Verpachtung der Palmwassermühle an Thoda und den Verkauf der Windmühle bei Lauenburg an Glomann. — Die beantragte Errichtung eines Denkmals für die im Kriege von 1870/71 gefallenen Lauenburger wurde abgelehnt. — Das Landschaftskollegium genehmigte ein Gesuch des Magistrats und der Schulbehörde in Lauenburg um Gewährung eines namhaften jährlichen Zuschusses zu den Kosten des städtischen Schulwesens aus Landesmitteln und beschloß in betreff des Weges längs der Steadnig bis zur Palm-mühle eine Verpflichtung des Landschaftskollegiums zur Instandsetzung desselben nicht anzuerkennen, dagegen sich bereitzuerklären, für sein Terrain die Reflektion, soweit sie polizeilich für erforderlich erachtet wird, vornehmen zu lassen. — 23. August: Die Schützengilde beschloß, sich als solche an der Sedanfeier, und zwar in Uniform, jedoch ohne Gewehr beteiligen zu wollen. Außerdem wird auf eine zahlreiche Beteiligung seitens der Landbewohner, die wie bei der Friedensfeier wieder zu Pferde am Festzuge teilnehmen wollen, gerechnet. Als Festtummelplätze sollen die Schwarzkopfschen (jetzt Kurhotel) und die Schützenhaus-Lokalitäten dienen.

2. September: Die Sedanfeier verlief aufs beste. In der Stadtschule fand vormittags eine Feier statt. Festzug, Festrede des Bürgermeisters Pfannschmidt, gemeinsamer Gesang, dem Konzert und Ball folgten, beschloß die Sedanfeier. — 5. September: Der Superintendent D. Brömel war zwecks Kirchen- und Schulvisitation hier anwesend. — 11. September: In einem Artikel wird über schlechtes Straßenpflaster folgendes berichtet: Von denjenigen Straßen, welche die Verbindung der oberen und unteren Stadt vermitteln, ist der sogenannte „Graben“ einer der direktesten und deshalb viel begangenen Wege. Nichtsdestoweniger befindet sich derselbe schon seit Jahren in einem so wenig passierbaren Zustande, nicht nur im Winter bei Frostwetter, wenn der ganze abschüssige Weg eine Eisddecke bildet, sondern auch zu jeder anderen Zeit, es mag trocken oder naß sein, daß es erfreulich ist, zu vernehmen, wie nunmehr das langjährige Gerede von einer gründlichen Aufbesserung des Weges endlich zur Tat werden soll, indem auf Andringen der städtischen Behörde die ständische Wegebauverwaltung, welcher die Instandhaltung des Weges quist. z. Z. noch obliegt, sich zu einer vier Fuß tiefen Kanalisierung und Neupflasterung desselben bereit erklärt hat. Hoffen wir, daß dieser gute Vorsatz nur nicht wieder auf die lange Bank geschoben wird, aber gleichzeitig möchten wir auch wiederholt daran erinnern, daß auch die Grünstraße, namentlich der obere Teil derselben, dringend einer Neupflasterung nebst Regulierung der Fußbanketts längs derselben bedarf. Diese Strecke ist jedenfalls der schlechteste Teil unsrer schlechtesten Straßen und im Winter bei nassem Wetter für Leute, die nicht hohe Stiefel tragen, geradezu unpassierbar, will man sich nicht die Fußbekleidung vollwasen. Es ist deshalb die dringende Mahnung an die städtischen Kollegien gerechtfertigt, bei Aufstellung des nächstjährigen Budgets betr. Straßenbesserung hierauf besonders Rücksicht zu nehmen und eine ausreichende Summe dafür auszuwerfen, damit nicht wieder Gliskwerk entsteht.

Chronik des Monats Oktober 1928.

1. Der Kreis kaufte aus dem Graf von Rielmansegg-Gülzower Familien-Fideikommiß das rund 3000 Morgen große Gut Hasenthal. Der Kaufpreis beträgt 600 000 Reichsmark.
3. Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ flog in Richtung Berlin, dem Lauf der Elbe folgend, südlich unser Stadt vorüber.
7. Der Rote-Kreuz-Tag erbrachte einen Ertrag von 530,— Reichsmark.
11. Die kirchlichen Körperschaften nahmen die Rechnung des Jahres 1927 ab, die mit einem Bestand von 480,48 Reichsmark abschließt.
12. Die Auflösung von Gutsbezirken im Kreise Lauenburg wird amtlich bekanntgegeben.
20. Der Lauenburgische Landwirtschaftliche Landesverein wählte in seiner hier stattgefundenen Generalversammlung Herrn Hofbesitzer Walter Jenkel, Wikseeze, zum ersten Vorsitzenden.
27. Kriegergedächtnisfeier auf dem Hasenberg. Die Ansprache hielt Herr Mittelschullehrer Grohschopf.